

Der Pfarrer von Villa : eine Geschichte aus dem Val Bedretto [Fortsetzung]

Autor(en): **Matthey, Maja**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **7 (1903)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-575327>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Heimkehr vom Feld. Kopfstifte von F. Mock, Basel.

Der Pfarrer von Villa.

Eine Geschichte aus dem Val Bedretto.

Von Raja Matthey, Ravecchia.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

II.

Das Pfarrhaus von Villa stand unbeholfen und gebrechlich dort, wo die Lawinen am tollsten toben können.

Durch eine hölzerne Türe trat man in die Küche, den größten und heimeligsten Raum der ganzen Behausung, der im ewigen Halbdunkel lag und seine anspruchslose Schönheit mehr ahnen ließ, als daß er breit und prunkend im hellen Sonnenglanz damit prahlte.

Gebücktes Hauptes durchmaß der Pfarrer den steingepflasterten Raum.

Seiner hochragenden Gestalt saßen die braunen Holzbalken an ihren ebenen Stellen auf wie ein Hammer, der das Weiterwachsen verwehrt.

Dort, wo sie sich bauchig querten, traf ein Stoß den Unbedachtigen, der sich reckte zu seiner ganzen Höhe.

Dieses gezwungene Gebücksein gab dem Pfarrer in seiner Behausung den Anschein einer verhaltenen Demut.

Er war wie ein Stier, der ins Joch gespannt, gutmütig den Karren zieht, bis seine Last zu Ende ist und er sich tollend darf mit den Gefährten auf der bunten Sommeralp des freien Lebens.

„Du steigst selten ungebeten aus deiner Kammer zu mir,“ redete die Mutter den Wandernden an mit einer fast männlichen Bassstimme, wie sie den Matronen der südlichen Gegenden eigen ist.

Emsig scharfte sie die Gluten im Kamin zusammen und schürte pustend in ihnen die helle Flamme wach.

„Dem sorgenschweren Kopf tut die Einsamkeit not, Mutter,“ sprach gelassen der Pfarrer.

Er setzte sich vor das prasselnde Herdfeuer, dem es oblag, die Milch für den Abend zu kochen.

Trotz der lauen Sommerluft tat ihm die grellere Wärme des Herdfeuers wohl.

Es war, als sollte die äußere Hitze niederhalten, was an innern Gluten seinen jungen Körper bedrängte.

„Deinen Kopf meistert die Einsamkeit so wenig,

wie ihn deine Mutter gemeistert, als du ihr davonliefst in die geistliche Schule.“

In der Stimme der Frau bebte noch immer das Echo eines verhaltenen Grolles.

Wo alles leidet unter der gemeinsamen Not vor den Tücken der Naturgewalten, werden die persönlichen Kränkungen schärfer empfunden.

Sie lassen sich nicht leicht aus dem Gedächtnis auswaschen und führen ihr heimliches Leben fort wie der Schwamm im Holz.

„Ich habe dir ein besseres Leben bereitet, als ich es als Bauer vermocht hätte.“

Der Pfarrer ehrte auch den Groll seiner Mutter, die mit einzelnen aus der Gemeinde gegen seinen Entschluß gewesen war.

Blagten ihn doch die Zweifel selbst häufig genug.

„Mich hast du zur Einsamen gemacht,“ fuhr die Frau fort, „und ich sehe ja, wie deine Kraft an dir zehrt, die Bauernkraft, die schaffen und ringen und sich abnützen muß, soll sie ihren Eigner nicht erdrücken.“

„Mutter!“ rief der Pfarrer gequält.

Die Rede der Alten war angeschwollen wie ein Sturzbach zur Tauzeit und hatte mit sich fortgerissen, was an hadernnden Gedanken in ihrem Herzen gewachsen war. Erschrocken hielt sie inne und sah den Sohn von der Seite an. Das zuckende Fleisch an seinen Schläfen verriet ihr, wie heftig sein Blut arbeitete.

„Ich will uns das Mahl richten,“ sprach sie versöhnlich und nahm die siedende Milch aus der Glut.

Lang und schwerfällig, wie für die Ewigkeit gezimmert, stand der eichene Tisch auf den roten Steinfliesen. Erst die weiße Leinwand, die die Alte sorglich darüber breitete, gab ihm ein gastliches Aussehen.

Mit dem Glanz des Linnen wetteiferten die Kupfergeschirre, kunstvoll an den Wänden aufgeschichtet.

Als wären Töpfe und Pfannen aus lauterm Gold, blitzten sie von den nackten Mauern herab.

Da hingen große, ungefüge, wie sie vor vielen Jahren Sitte gewesen waren, neben zierlichen Mailänder Formen. Fast mannshohe Kelten standen in den beiden Ecken der Herdwand gegenüber, angefüllt mit kühlem Wasser. Was von seltenen Schätzen überliefert worden war, barg der große Wandspind aus schwarz geworbenem ungebeiztem Holz hinter gläsernen Türen.

Die Augen des Pfarrers flogen über die vertrauten Gegenstände. Ein mildes Leuchten ging über sein Gesicht.

„Mutter, du weißt, wie es immer ein Streit war zwischen den fremden Herren und der Gemeinde. Sie verstanden unsere verschlossenen Herzen nicht, schalten uns geizig und des frommen Sinnes bar und weilten nur widerwillig und gezwungen bei uns. Das hat mich in die geistliche Schule getrieben, und viele lohnen mir das Opfer mit anerkennender Liebe.“

„Die andern sehen in dir den abtrünnigen Bauern und kommen dir kaum zur Messe und selten zur Beichte. Denk' nur an Maria und ihre Sippe!“

„Sie ist wieder heimgekommen,“ antwortete der Pfarrer in einem weichen, sinnenden Tonfall.

Die Frau sah ihn prüfend an.

„Das Mädchen ist von allen das trozigste, hat einen scharfen Verstand und eine harte Rede.“

„Wir mochten uns wohl leiden, als wir Kinder waren, Mutter . . . Weißt du noch, wie sie sich scherzend mein Bräutchen nannte!“

„Sie vergißt es dir nicht, daß du Pfarrer geworden bist,“ sprach die Mutter und stand auf, um das Stuhlgeschirr fortzuräumen. Behaglich setzte sich der Pfarrer in den Stuhl seines Vaters. Nun war für beide die Stunde gekommen, in der sie plaudernd den Tag beschloffen.

„Wenn das Heu in die Scheuern gebracht ist, gibt es ein großes Fest, Mutter.“

„Den heiligen Rochus natürlich wie alle Jahre,“ antwortete lachend die Frau, zog einen Strumpf aus der Schublade und nähte die neu gestrickten Fußböden hinein.

„Der Lehrerin Bruder bringt ihr wieder ein Kind zu den letzten dreien in Pflege. — Er hat sich angefangen auf den Tag des Rochus — mit dem Enkel der Maddalena, der sich eine Hausfrau für sein Gewerbe mitnehmen will. Ach, meine Mutter, sie wollen ein großes Fest haben und den alten Heiligen an einen jungen und schönen vertauschen.“

Das Gesicht des Pfarrherrn leuchtete in Gutmütigkeit.

„Wir bleiben immer Kinder in unsern Bergen. Wir wachsen uns nie recht aus. Ich glaube es sind die zehn Monate Winter, die unser Herz in seinem geistigen Wachstum knicken.“

„Es ist die große Stille und der drohende Tod,“ erwiderte leise die Frau und setzte sich dicht neben den Sohn.

Seine breite Gestalt deckte ihre gebrechliche Form.

„Mutter, du bist das Einzige, was ich aus der Jugend behalten konnte, und das Beste.“

Zärtlich strich er über die Hände der Greisin.

Die beiden empfanden einen jener seltenen Augenblicke, wo alle Aeußerlichkeiten schweigen, aller Zwist schläft und das natürliche Gefühl triumphiert, die herzliche, gegenseitige Zugehörigkeit.

„Mein Bub, mein lieber!“ kostete die Frau.

Dankbar genoß der Einsame den warmen Duft der mütterlichen Zärtlichkeit.

Einen Augenblick!

Dann stand er hastig auf, als könnte diese weiche Atmosphäre zu viel werden für den, der sich zum Einsiedler bestimmt hat.

„Meine Seele darf ich nur dem Göttlichen darbringen. Lebe wohl, Mutter!“

Knarrend flog die Tür ins Schloß.

Das Weiblein horchte auf die Tritte, die hallend über den gepflasterten Hof tönten und sich verloren in der weichen Ackerkrume.

Der Pfarrer von Villa trug seine Einsamkeit in die Nacht.

Als das Pfarrdorf tief unter ihm lag und die schweigenden Felsen die einzigen Gesellen seiner Wanderung waren, reckte er das Haupt hoch, warf die Arme weit auseinander und schaute verzückten Blickes zu den Sternen auf.

„Meine Seele sei frei von allen Banden und halte Zwiesprach mit dem Ewigen!“ murmelten seine Lippen.

Seine hohe Gestalt hob sich trozig von den Felsen ab. Seine ausgereckten Arme forderten Unirdisches zu umfassen und griffen in das große Schweigen hinein, das, körperlos, sich nur dem Körperlosen geben kann. Ein Murmeltier, das die Nähe eines Menschen verspürte, stob pfeifend davon.

Die Arme des Geistlichen sanken herab.

Jugenderinnerung scheuchte den Willen zu Uebermenschlichem. Der Aelplerverstand war in ihm erwacht und folgte der Fährte des Tieres, dessen kurzer Ruf die Ruhe der Genossen gestört hatte.

Hier und da kollerte ein Steinchen klirrend den Abhang hinunter.

Dürres Reifig knackte im Gesträuch.

Ein Geruch von Angst und Schreck lag in der Luft und kitzelte in ihm den Hang nach Gewalttätigkeiten.

Vorsichtig stöberte er den Tieren nach.

Manchmal schien es ihm, als trippelten nackte Füße neben ihm.

Marias Kindergestalt drängte sich ihm auf und vertrieb ihm die Lust zur Jagd.

Auf einem Felsblock setzte er sich nieder und lauschte in die Nacht.

Kein Gedanke beunruhigte ihn mit selbständiger Herrscheriene.

Er träumte mit der Mutter Erde still vor sich hin, bewußtlos wie sie.

Eine Fledermaus schwirrte an seiner Stirn vorbei.

Er achtete es nicht.

In solchen Stunden schafft die Natur nach ihrer Art.

Wohl denen, die aus ihren Meisterwerken keine Krüppel machen!

Ein Duft von Andacht umgab den Pfarrer, als er heimschritt, wie ihn die jungen Bäume haben, wenn sie sich zum Blühen vorbereiten.

Beim Eingang ins Dorf faßte ein Dorn des wilden Rosenbusches sein Gewand und hielt es so lange fest zwischen den spitzen Zähnen, bis das geschmeidige Tuch nachgab und ein Riß klaffend den Träumenden befreite.

Es war nur ein Riß im Gewande.

Der Dorn hatte nichts behalten als ein wenig geschürftes Tuch.

Weiß blinken die kleinen Kreuze auf den Gräbern des Friedhofes. Sie scharen sich um die Kirche, die hell wie sie in den Abend glänzt.

Steil fällt die Friedhofsmauer ab in das Feld des Tessin. Rauschend strömt sein Wasser durch Gebüsch und Geröll vorwärts dem Leben entgegen.

Achtlos ging der Pfarrer an beiden vorbei, an Tod und Leben. Was da heimlich und unbewußt in ihm schaffte, war süßer als das Leben und wußte in seiner Unschuld nichts vom Tod.

III.

Die bunten Weiberröcke wogten hin und her auf dem Brunnenplatze von Ossasco.

Die Messe war beendet.

Ein jedes trug noch das Gebetbuch in den gefalteten Händen, und die Kugeln am Rosenkranz zitterten von dem eifrigen Beten ihrer Eignerinnen.

Sauber herausgeputzt traten die ältern Männer aus der Osteria.

Den Abhang herunter kamen die Burschen gesprungen, Hut und Stock geschmückt mit Edelweiß und Alpenrosen. Toni, der Schreiner, trug behutsam seinen Busch ans Herz gedrückt.

Er war kunstvoll gewunden.

In der Mitte strahlte ein Bündel Bergglocken, Augen der Madonna, tiefblau wie der Sommerhimmel der Alpen.

Braunrote Männertreu reckten die krausen Köpfe zu den blauen Blüten empor.

In ihren weißen Mänteln lagerten sich die Edelweiß um sie herum wie eine Schar von Königinnen. Sie reckten die Hälschen in die Luft, als lauschten sie der Amsel, die im grünen Baum das Liebchen sang von der wunderbaren Treue.

Alpenrosen ringelten sich um den ganzen Strauß und glühten in den schönen Sonntag wie rosige Mädchen-gestalter.

Ein prüfender Blick belehrte den Schreiner, daß Maria noch in ihrer Hütte war.

Sorgsam legte er ihr den bunten Strauß aufs Fenstergestirn also, daß die blauen Bergglocken zu den Scheiben hineinblickten.

Endlich trat der Lebersüchtige breitspurig aus seiner Hütte. In den Händen hielt er den gebrechlichen Heiligen.

Er hob ihn hoch, daß alle ihn anschauen und die frommen Seelen das heilige Holz gegen silberne Münzen eintauschen konnten. Es war der Wille der Gemeinde gewesen, den alten Nothus zu versteigern.

Nun das Volk den sah, zu dem es alle seine Gebrechen getragen, knirzte es unwillkürlich und raspelte an den Rosenkränzen.

Andächtige Stille lagerte sich auf dem Dorfplatz.

Es war etwas von jener ehrfürchtigen Scheu darin, die denen gezollt wird, die plötzlich aus dem mystischen Licht des Glaubens, umkleidet mit den Geheimnissen des Altars, in den grellen Glanz des Tages gerückt werden. Maddalena, die Weise, sah zu dem Entweiheten auf.

Ein Zornfunke stieg ihr ins Auge.

„Man soll die Gebrechlichkeit nicht in die Sonne stellen! Die Toten bettet man zur Ruhe und zerrt sie nicht wie ein Schaustück ins Leben!“

Ihre Worte fanden keinen Anklang.

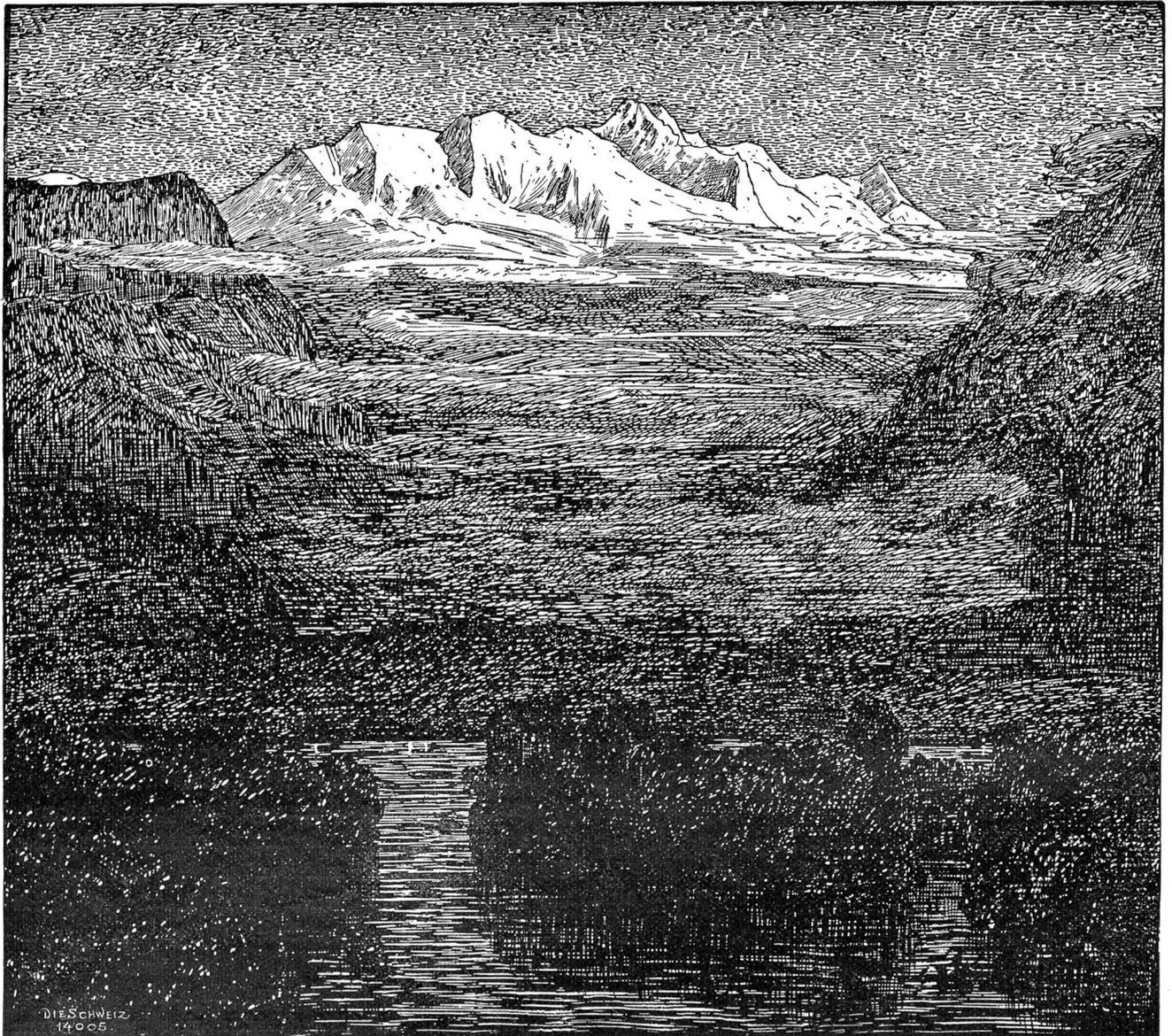
Bald hatte sich das Volk gewöhnt an den Anblick des frommen Sinnbildes.

Die Ehrfurcht verschwand.

Ein jedes hatte ein besonderes Fältchen in seinem Herzen, das es einmal dem Heiligen aufgedeckt hatte. Diese starren, toten Augen hatten geblickt in die geheimsten Abgründe der Seelen.

Diese Ohren, die vom Wurm zernagt waren, hatten Bitten und Wünsche gehört, die den Jungfrauen bei der Erinnerung den Purpur in die Wangen trieben.

Manche Einsame hatte in verschwiegener Lust den Saum seines Gewandes geküßt und in Schauern der Entsagung ein brünstiges Liebesfest gefeiert mit der schlanken Grazie dieses stummen und geduldigen Märtyrers.



Schneegebirg in der Dämmerung. Nach Federzeichnung von Gustav Gampert, Zürich.

Da war der Lebersüchtige, der mit scheelen Augen auf den berben, rotbraunen Nachbar blickte.

In zornigem Gebet hatte er dessen Gesundheit erwünscht vor dem Heiligen.

Alle geheimen Seelenregungen, von der frommen, keuschen Andacht bis zur wollüstigen Qual, von der scheuen Bitte um Gnade bis zu dem Racheschrei der verwundeten Kreatur . . . alles hatte der hölzerne Mann zugebedeckt mit seinen geweihten Händen. An seinen starren Augen waren vorbeigerauscht — Sünde und Seligkeit.

Nun schien das harte Tageslicht statt der ewigen Ampel. Der Unerreichbare war den besleckten Händen preisgegeben.

Und sie tasteten an seinen Mängeln herum.

„Er ist nicht mehr schön genug, um in der Stube zu stehen,“ sprach Matteo. „Für einen Franken will

ich ihn in den Stall stellen zum Vieh. Da mögen seine Segnungen noch genügen.“

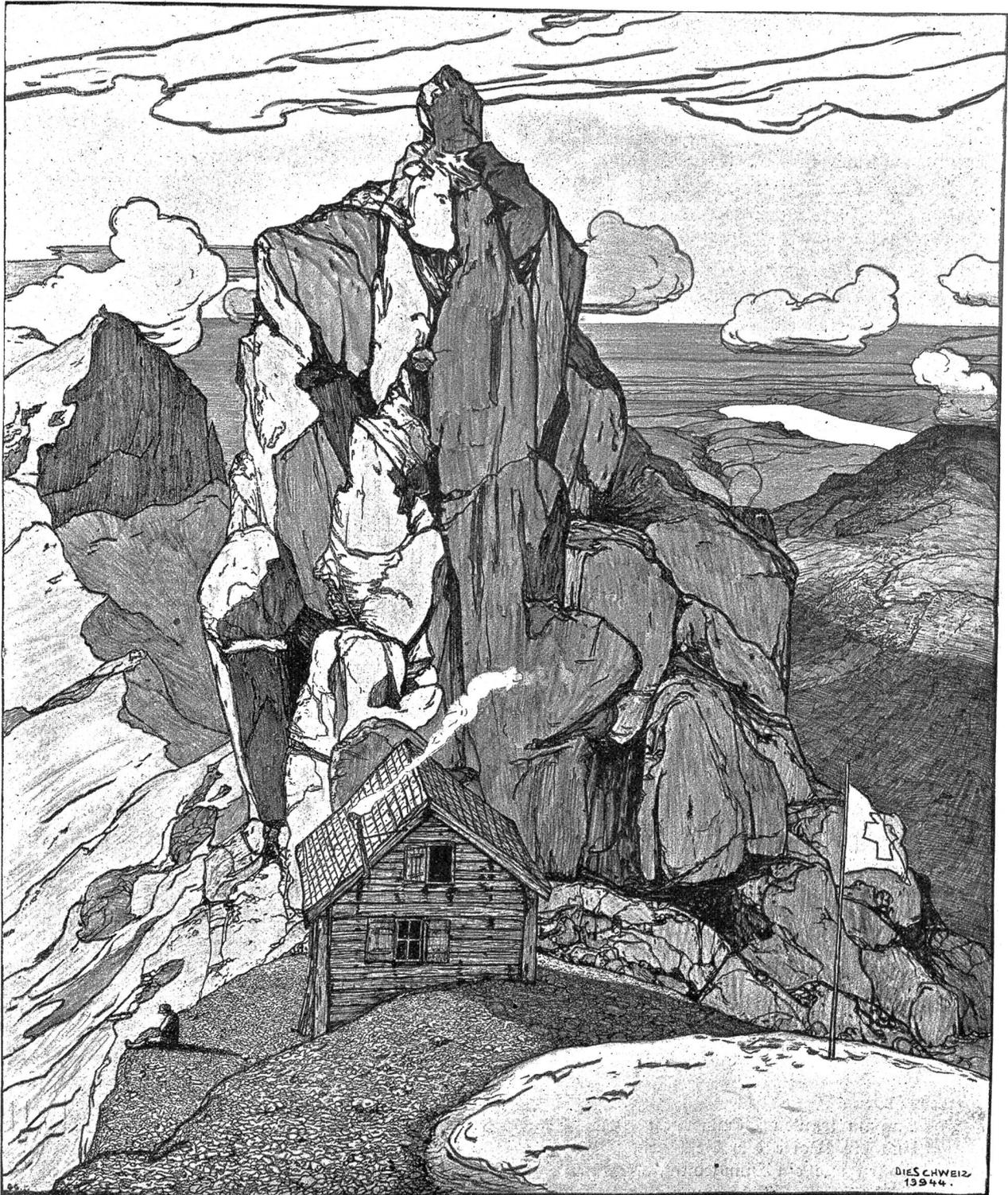
„Der neue kostet hundert,“ antwortete der Gemeindevorsteher. „Woher soll ich die fehlenden neunundneunzig nehmen?“

Bedächtig drehte und wendete er den Heiligen, daß ein gefälliger Sonnenstrahl der Gloriole seines Hauptes zu hellerem Glanz verhelfe.

Es nützte nicht viel.

„In der Schule könnte sein Anblick den bösen Geist in den Buben bändigen,“ meinte die Lehrerin zaghaft.

„Das müßte die Gemeinde auch bezahlen, Jungfrau Anna,“ antwortete der Ortsgewaltige. „Wenn Ihr’s nicht vermöget mit Euern blauen Augen, so versucht Ordnung zu halten mit der berbern Gewalt Eurer Hände!“



Klubbütte. Nach Original lithographie von Gustav Camper, Zürich.

Das Gesicht der Lehrerin flammte auf in zorniger Scham. Ihre geballten Fäustchen hatten dem Spottenden einmal tapfer die Grenzen eingeprägt, die eine Jungfrau trennen vom verheirateten Mann.

Das war ihr nicht vergessen worden.

So trug sie das Kreuz täglicher Nörgeleien mit der sanften Reizbarkeit einer Gedemütigten.

Maria schaute von ihrem Fenster aus zu. Achlos hatte sie den Strauß des Schreiners beiseite geschoben. Ein warmer Hauch der Barmherzigkeit zuckte über die harten Linien ihres Gesichtes.

Die Erniedrigung des Heiligen schmerzte sie. Sie hatte keine Schuld zu ihm getragen, und die lebhaften Wünsche schliefen noch in ihrer Brust, wie grüne Gras-

spitzen unter der Schneedecke. — In Villa setzte die Kirchglocke zu den zwölf Schlägen des Mittags ein.

„Matteo, legt noch einen Franken dazu, dann soll er Euer sein!“

Der kratzte sich hinter den Ohren, schob die Mütze von der Stirn und tastete mit seinen groben Fingern über das morsche Holz. Ueberall zwängte es sich durch die aufgetragene Farbe hindurch und mahnte wie ein abbröckelndes Stück Sarg die Lebendigen an die Vergänglichkeit. Bei diesem Anblick schüttelte den Matteo der Fieberfrost; das Feuer fuhr ihm aufs neue durch die Glieder, und winselnd mit entstelltem Gesicht krümmte sich der Kranke vor der Statue.

„Der Heilige zwingt ihm die schulbige Reverenz ab,“ höhnte der Lebersüchtige.

Mit einem bösen Blick schlich der Gezwickte von dannen.

„Du hast den Käufer vertrieben.“

Murrende Stimmen wurden unter dem Volk laut.

„Nun biete du selber!“

Die Barmherzigkeit stieg hinauf aus dem Herzen in die Augen der Maria.

Sie sah in das Antlitz des Dulbers, der ernst und schmal mit einem kleinen fanatischen Zug von der Nase zum Mund reglos in die Menge schaute.

Ihre Seele zitterte. Ein Schleier zog sich über den klaren Glanz ihrer rechnenden Vernunft.

„Da sind die zwei Franken!“ rief sie impulsiv aus. „Ich will den Heiligen mitnehmen in meine Einsamkeit auf die Alpe.“

Alle Köpfe flogen zu dem Fenster des Mädchens.

„Maria, lässest du so das Geld durch die Finger spazieren?“ knurrte Toni, der Schreiner.

„Wem es gegeben ist, der tut wohl, solchem Schauspiel ein Ende zu machen.“

Es war Maddalena, die Weise, die lobend zu dem

Mädchen emporblickte, ihren Stock zur Hand nahm und sich ihrer höher gelegenen Hütte zuwandte.

„Dem Heiligen sei Dank, der dein Herz zum Himmel gewandt hat!“ jubelten die Marienkinder und schwenkten die Rosenkränze an ihren Armen hin und her, als wären es dampfende Rauchfäßlein.

Lob und Tadel glitten an den Ohren des Mädchens vorbei, wie das Geplapper des Südwindes an den gesegneten Fluren.

Sie hielt den Heiligen in ihren Händen. Liebevoll strich sie über das erworbene Gut und rückte es aus der Mittagshelle in das gedämpfte Licht ihrer Kammer. In dem halbdunkeln Raum umspannen den frommen Dulder aufs neue die geheimnisvollen Schleier des Altars.

Sein Krönlein blitzte.

Er hatte die starren Augen friedselig auf Maria gerichtet.

„Ich will mit dir plaudern, du Stummer, wenn ich mit den Menschen nicht plaudern kann, und dich schmücken wie einen Herzliebsten.“

Aus dem bunten Strauß des Toni brach sie ein blaues Vergißmeinnicht und schob es ihm zwischen die ausgestreckten Finger. Das leuchtende Edelweiß preßte sie in die Zacken seiner Krone.

Als ihre Augen auf sein Gewand fielen, das faltig und armselig den Einsiedler kennzeichnete, sanken ihr die roten Rosen aus den Händen, mit denen sie ihm die Füße decken wollte.

Die Erinnerung an einen andern, der ihre Kinderliebe mit dem Dienst der himmlischen vertauscht hatte, stieg zornig in ihr auf.

Straff reckte sie sich in die Höhe, kehrte der Statue den Rücken und ließ sie allein bei den welkenden Blumen und dem stillen Dämmerchein ihrer Mädchenkammer.

(Fortsetzung folgt).

Abenddämmerung.

Wenn ich so zu deinen Füßen
Sass im trauten Dämmerlicht
Und die Worte dir, die süßen,
Flossen wie ein Sinngedicht,
Schwand die Zeit, ich merkt' es nicht.

Ja, sie flog mit Adlerschwingen!
Und ich lauschte deinem Wort,
Deine Rede war ein Singen,
Und ich lauschte fort und fort,
Hatt' vergessen Zeit und Ort.

Sah nur jene Lichtgebilde,
Die dein Zauber herbeschwor,
Wie aus seligem Gefilde
Zogen Klänge an mein Ohr,
Die ich nimmermehr verlor.

Und wenn fröhlich du und heiter
Mir ein einfach Märchen spannst,
Spann ich selbst es fröhlich weiter,
Bis du Schönres noch ersannst
Und dafür den Preis gewannst.

Denkst du noch der ernstesten Stunde,
Weit entfernt von Cändelei'n,
Da du mir aus tiefstem Grunde
Schlossesst auf dein ganzes Sein?
Und ich blickte tief hinein.

Sieh, so göttergleiche Stunden
Wiegen unermesslich schwer!
Liebster, seit ich dich gefunden,
Scheint die ganze Welt mir leer —
Ich begehre sie nicht mehr!